

## Phantomschmerzen

Stufe vier. Ein getragenes Hemd über dem Stuhl, auf dem Schreibtisch ein Schal, Pyjamahose am Boden, Kleiderschranktüre angelehnt, davor ein Karton mit halb offenem Deckel. Vor ein paar Jahren war Klara beim Erstellen der Unordnungs-Skala noch großzügiger gewesen. Aber mit jedem Jahr, in dem sie die Pensionszimmer aufräumte, Handtücher vom Boden aufhob, Betten abzog, Kopfkissen mit der Handkante in vier Form brachte, mit jedem Jahr wuchs ihre Abscheu gegen unordentliche Menschen. Stufe vier war gestern Nachmittag angereist, ein älterer Mann, saubere Jeans, Hemd und dünne Wildlederjacke, höflich, ruhig, wollte Schwarztee aufs Zimmer. Warum war so einer so unordentlich? Dass sie zum Schreibtisch ging und den Schal hochhob, war eher ein Ritual. Sie nährte ihre Abscheu damit, dass sie auch Sachen der Gäste anfasste, die sie nichts angingen. Anheben und verächtlich fallen lassen. Eine kleine Rebellion gegen ihre Mutter, die ihr schon als Kind eingebläut hatte, dass das Eigentum der Gäste tabu sei, dass sie Handtücher wechseln, Betten machen und allenfalls Nachthemden falten durfte, aber ansonsten eine „unsichtbare Fee“ sein sollte. Fühlt sich nach Kaschmir an, dachte Klara gerade, dann sah sie sie. Die Ballerina. Da lag sie vor ihr. Die Ballerina ohne Füße, die verdammte und einzige amputierte Holzballerina lag hier unter dem Schal auf dem Tisch. Sie war zwar etwas weniger weiß, als Klara sich das immer vorgestellt hatte, in ihrem glänzenden Gesichtchen hatte sie eine Blessur, aber ihre Frisur, der karamellfarbene Dutt, saß. Klara setzte sich. Das also soll nun dieser Moment sein? Dieser übergroße Moment?

Klara lachte sich selbst aus dafür, sie lachte all die Klaras aus, die von diesem Moment geträumt hatten. Die Fünfjährige, die selbst so ein Ballerina-Röckchen trug, die Zehnjährige, die die Spieluhr heimlich unter der Decke aufzog, die 15-Jährige, die die Ballerina in ihrem Tagebuch am Leben hielt. Und die 25-Jährige, die sich nur nach einer Flasche Rotwein traute, das Ding aus der Kommode zu holen und die dann besoffen die Spieldose laufen ließ, dazu laut Led Zeppelin, damit ihre Mutter keinesfalls die Originalmusik hören konnte. Solange Klara sich zurückerinnern konnte, hatten sich auf dieser Spieluhr immer nur die kleinen Füßchen gedreht, zur Melodie aus Schwanensee. Wie oft hatte sie die Uhr aufgezogen, hatte sich die anmutige Odette zu den Füßchen dazu gedacht, hatte sich die Prinzessin

herbeigesehnt und hingesummt, immer die Arme oben, immer den Kopf gereckt, die Tapfere, die niemals die Haltung verlor.

Klara musste raus, am Wald entlang, da bekam sie immer am besten Luft.

Sie kannte die Spieluhr nur als Stumpf. Komplett existierte sie für sie nur auf diesem einen Beweisfoto. In höchster Grazie steht die Prinzessin da auf der Kommode neben der Babywiege. „Die Spieluhr hat dein Vater dir geschenkt.“ Klara wusste nicht mehr, wann genau ihre Mutter das gesagt hatte. Wahrscheinlich hatte sie es auch bald bereut. Sie musste dann die Geschichte erzählen, dass die Ballerina abgebrochen war und er versprochen hatte, sie zu reparieren. Und dass weder er noch die Ballerina jemals zurückgekommen waren. Sie hatte das Ding nur behalten, weil die kleine Klara ohne diese Musik nicht einschlafen konnte. Einmal hatte Klara gefragt, wo er denn hin sei. „Meinst du, er ist tot?“, fragte sie, weil sie so sehr auf diese grauenhafte und doch einzig tröstliche Erklärung hoffte. „Für mich ist er tot“, sagte die Mutter. „Und für dich auch.“

Bis jetzt. Jetzt kam er, dieser alte Mann mit seiner senilen Puppe. 45 Jahre später. Was sollte sie damit anfangen? Seit Lena auf der Welt war, hatte sie nicht mehr Led Zeppelin gehört.

Sollte sie dem alten Mann jetzt erzählen, wie es für sie gewesen ist in diesem Kaff, in dem es keine anderen amputierten Familien gab? Ihre Schulfreundin Petra war die Einzige, die sie einmal beneidet hatte. Petras Eltern waren geschieden, der Vater kam alle zwei Wochen, kaufte ihr zwei Kugeln Eis mit Sahne und fuhr dann wieder zu seiner neuen Familie. „Ich wünschte, mein Vater wäre auch richtig weg, so wie deiner“, hatte Petra gesagt. Klara hatte ihr dann heimlich einen toten Frosch in den Schulranzen gelegt und Petras Geschrei sehr genossen. Es war dieses Genießen, das gleichzeitig eine Qual war. So war es auch, wenn Klara ihre Mutter bestrafte, mit kleinen Dingen. Wenn sie morgens vor der Schule absichtlich die heiße Milch verschüttete und der Mutter dann die Havarie in der Küche überließ, weil sie sich ja schnell umziehen musste. Oder wenn sie zwei Stunden später als besprochen nach Hause kam, weil sie wusste, dass ihre Mutter sich dann Sorgen machte.

Sollte sie ihm das erzählen, dem alten Mann, der seinen Schlafanzug auf den Boden geworfen hatte? Womöglich wäre er auch gerührt, wenn sie ihm berichtete, wie viele tausend Mal sie sich die Begegnung mit ihm vorgestellt hatte. Wie sie sich vorgestellt hatte, dass er vor der Tür steht: In seinen Händen hält er eine sehr weiße Ballerina, sie ist so hell, dass sie Klara ins Gesicht scheint. In diesem Tagtraum ist

es keine Frage, wer er ist und warum er da ist. Sein Gesicht kann sie im Gegenlicht nicht erkennen, aber sie fühlt, dass alles richtig so ist.

Klara hatte immer wieder versucht, ihm für diese Träume ein Gesicht herbeizudenken, aber über Locken, die sie im andichtete, kam sie nie hinaus. Wenn ein Mann mit Locken in die Pension kam, hatte sie sich oft vorgestellt, dass er das sein könnte. Dass er heimlich anreiste, um zu sehen, wie sie so ist. Dann hatte sie sich überlegt, dass er gewiss sehr ordentlich ist. Wer eine so filigrane Ballerina verschenkt und sie sogar reparieren kann, der lebt nicht im Chaos, der geht vorsichtig mit Dingen um. Seitdem war ihr Zimmer immer aufgeräumt gewesen. Sollte sie dem alten Mann jetzt von Onkel Reiner erzählen? Wie sehr sie sich gewehrt hatte gegen ihn? Herrn Schachtner wohnte im Haus nebenan, mit Frau Schachtner. Sein Haus war viel größer als das ihrer Mutter, ein richtiges altehrwürdiges Anwesen mit Scheune. Innendrin gab es Heiligenfiguren, Gemälde und viele Schnitzereien. Klara fand das Haus ein bisschen gruselig, weil einen immer irgendwelche Augen ansahen. Herr Schachtner war nett zu ihr gewesen. Hatte sie immer wieder auf eine Limonade eingeladen, auch wenn sie nur schweigend dasaß. Er hatte Tischtennis mit ihr gespielt, ihr ab und zu Bücher geschenkt. „Kannst Onkel Reiner zu mir sagen“, hatte Herr Schachtner irgendwann gesagt. „Wenn du was brauchst, kannst du jederzeit rüberkommen.“ „Was soll ich brauchen?“, war Klaras Antwort. Sie mochte Onkel Reiner nicht, das hatte sie so entschieden. Sie konnte ihn nicht die Dinge fragen, die sie wissen wollte. Zum Beispiel wie es sein kann, dass einer einfach mit einer abgebrochenen Ballerina abhaut, ohne sich zu fragen, wie unmöglich ein Schwanensee ohne Schwan aussieht. Sie ging eigentlich nur zu Onkel Reiner rüber, weil ihre Mutter dagegen war. „Wir brauchen keinen Ersatzvater“, sagte sie. „Und keinen erfundenen Onkel“, sagte sie. „Und schon erst recht keine Tante“, sagte sie. Obwohl Klara niemals Tante Ulrike zu Frau Schachtner gesagt hätte.

Als ihre Mutter tot war, ihre Tochter auf der Welt war und Lenas Vater nicht mal eine kaputte Spieluhr dagelassen hatte, nahm sie Onkel Reiners Hilfe widerwillig an. Lena liebte den erfundenen Opa, sie konnte bald besser Tischtennis spielen als Klara, lernte von ihm Schnitzen und war sehr traurig, als Onkel Reiner vor ein paar Monaten starb.

Bei der Beerdigung, da war Klara zum letzten Mal richtig wütend gewesen. Dass einer wie Onkel Reiner keine Kinder hatte und sich trotzdem kümmerte bis zum Tode, machte sie rasend. Und dass sie nun doch weinte um diesen Onkel.

Sollte sie dem alten Mann das jetzt also sagen? Und sollte sie ihm sagen, dass sie die Pension immer gehasst hat? Dass sie die gebrauchte Bettwäsche der fremden Leute hasste, dass sie das ganze Haus hasste und den Garten mit dem immer quietschenden Gartentor und dass sie sich selbst dafür hasste, dass sie bei jedem Quietschen aus dem Fenster schaute, wer da kam.

Wie hatte eigentlich sein Gesicht ausgesehen, hatte er überhaupt Locken? Sie hatte ihn nur gestern Nachmittag bei der Ankunft gesehen, das Frühstück übernahm Lena zusammen mit der Küchenhilfe. Er war nicht sonderlich gesprächig gewesen, hatte nur gesagt, dass er beruflich da ist. Da hatte sich der Mister Inkognito ja richtig was überlegt, um nicht aufzufallen. Wahrscheinlich war er ein Langweiler. Kommt nach 45 Jahren mit einer abgetakelten Holzfigur hier an, hat keine Locken und ist ein Langweiler. Mehr Groll brachte Klara gerade gar nicht zustande. Schritt für Schritt am Wald entlang legte sich der Widerstand. Sie würde ab jetzt nicht mehr nachschauen müssen, wenn das Tor quietscht. Nie mehr. Sie musste hier auch nicht mehr auffindbar sein. Sie könnte die Pension also verkaufen, nie wieder anderer Leute Betten machen. Als sie durch das Gartentor ging, wusste sie, was zu tun war. Sie würde nicht den qualvollen Genuss aushalten müssen, ihm ein schlechtes Gewissen zu machen. Sie würde dem fremden alten Mann nur sagen, dass sie die Pension erst kürzlich gekauft hatte und die Vorbesitzerin und deren Tochter nicht kenne. Sie war jetzt ganz ruhig. Stufe null, keine Unordnung in ihr.

„Der Mann aus Zimmer sechs ist schon abgereist“, sagte Lena, als sie reinkam. „Ein Trödler, Tante Ulrike hat ihn bestellt, weil sie das ganze Zeug von Onkel Reiner loshaben will. Eine kleine Kiste mit Schnitzkram von Onkel Reiner hat er noch oben gelassen. Das sollen wir wegwerfen. Oder brauchst du davon was?“